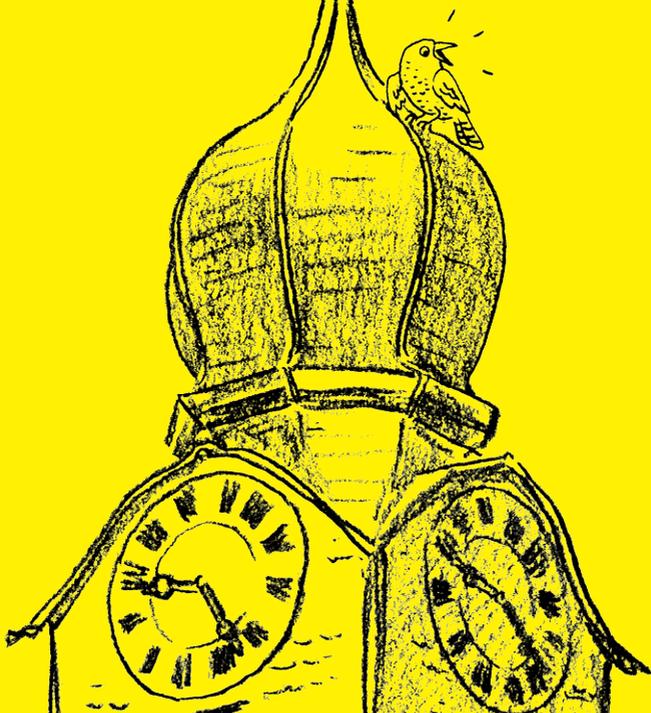


Vom Guggu

und andere wahre Hegnauer Geschichten



Herausgegeben vom VOV Verein Ortsgeschichte Volketswil



Vom Guggu und andere wahre Hegnauer Geschichten

Liebe Leserin
Liebe Leser

Seit Jahrhunderten kursieren im Volksmund manche lustige und skurrile Geschichten über den Guggu und weitere Hegnauer Begebenheiten. Schon vor 20 Jahren hat das Heimatkundeteam vom Schulhaus Feldhof, unterstützt durch den inzwischen verstorbenen Dorfchronisten Jörg Elmer, sein Volketswiler Heimatkunde-Lehrmittel mit Guggu-Geschichten ergänzt und damit vielen Schülerinnen und Schülern den Heimatkundeunterricht angereichert.

Madeleine Jordi und Mayken Strub vom VOV haben nun diese von Generation zu Generation überlieferten Geschichten zusammengetragen und aufgearbeitet und Beni Merk, Lehrer im Schulhaus Feldhof, hat diese Sammlung mit seinen treffenden Illustrationen bereichert.

Der Verein Ortsgeschichte Volketswil ist sich sicher, dass noch mehr Hegnauer Geschichten im Umlauf sind und freut sich über entsprechende Hinweise.

Wir wünschen viel Lesespass

Verein Ortsgeschichte Volketswil

Geschichtensammlung
Vom Guggu und andere wahre Hegnauer Geschichten

Herausgegeben anlässlich des Jubiläumfestes vom 22./23. Oktober 2010
200 Jahre Schule Chappeli

Gesammelt von Madeleine Jordi und Mayken Strub vom VOV

Illustrationen
Beni Merk, Winterthur

Herausgeber
VOV Verein Ortsgeschichte Volketswil
Chronikstube Postadresse
Zentralstrasse 14 Postfach 39
8604 Volketswil 8605 Gutenswil

Unkostenbeitrag
CHF 5.00

Koordination und Produktion
Ruedi Schulthess, VOV

Druck
Druckerei Karl Schwegler AG, 8050 Zürich-Oerlikon

© VOV 2010

Inhaltsverzeichnis

| | |
|----|--|
| 6 | Vom Guggu |
| 8 | Vom grünen Sonntagsrock |
| 10 | Das Eselei |
| 12 | Die Glocke |
| 13 | Die Hegnauer messen die Tiefe ihres Brunnens |
| 16 | Eine Volkszählung in Hegnau |
| 18 | Wie man in Hegnau Nägel machte |
| 19 | Aushub beim Bau des Chappeli |
| 20 | Das Gras auf dem Kirhdach |
| 22 | Wie die Hegnauer ihre Häuser heizten |
| 23 | Heuwätter flüg uf Hegnau zue |
| 24 | Ein ungewöhnlicher Schulbesuch |
| 26 | Warum die Hegnauer wasserscheu wurden |

Vom Guggu

Diese Geschichte ist wohl die bekannteste unter den vielen aus früheren Tagen. Sie hat den Hegnauern einigen Ärger verursacht. Sie hat sich, wie so viele andere, ebenfalls von Mund zu Mund weiter erzählt. Von verschiedenen Hegnauern ist diese Geschichte wie folgt erzählt worden:

Wieder einmal war die herrliche Frühlingszeit angebrochen. Bäume und Sträucher standen in reicher Blüte. Viele Volkslieder besingen diese Jahreszeit und erzählen vom Guggu, der im Geäst der Bäume seinen Lockruf ertönen lässt.

Die Hauptsache ist nun, dass man beim Ertönen des Rufs Geld in der Tasche haben muss, um das ganze Jahr gegen Geldmangel gefeit zu sein. Dieser Glaube mag wohl auch den Grund für das Tun der Hegnauer geliefert haben. Der Wunsch oder vielmehr der Glaube daran ist bis heute erhalten geblieben. Es ist eigentlich ein verständlicher Wunsch; denn wer möchte nicht das ganze Jahr hindurch aus einer reichlich fliessenden Geldquelle schöpfen können?

Die Hegnauer überlegten sich die Sache sehr genau. Ein spitzbübischer wandernder Handwerksgelelle bestärkte sie noch in ihrem Glauben, dass es wohl das beste wäre, diesen Vogel zu besitzen.

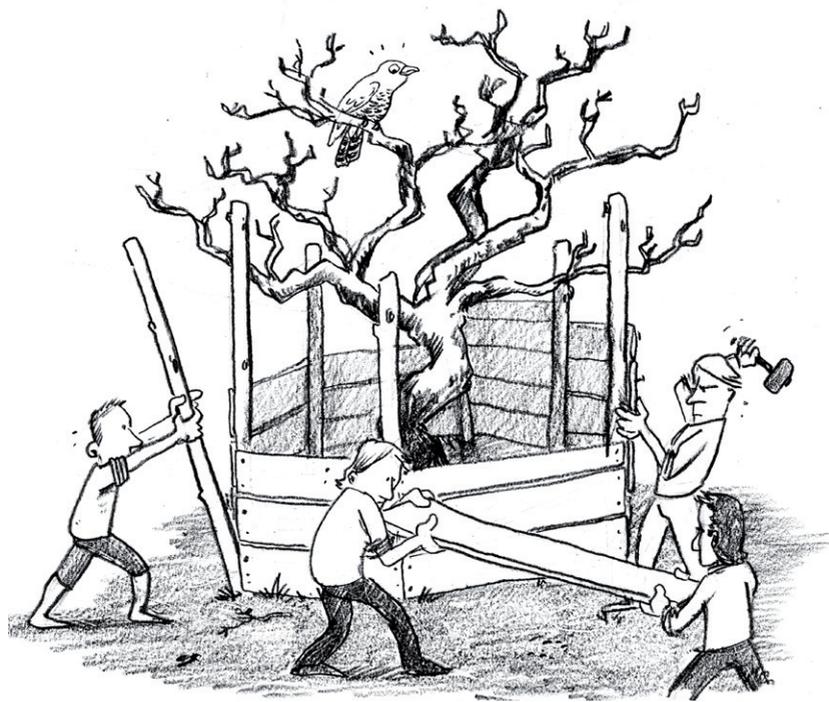
„Besitzen wir den Vogel, so haben wir auch das liebe Geld.“ Sie beschlossen nun, beim nächsten nahen Ruf des Guggu eiligst einen hohen Zaun um den Baum zu errichten. So könnten sie den Guggu einfangen und ihn sicher auf Gemeindeland behalten.

Material wurde beschafft und bereitgehalten. Das allerdings in aller Heimlichkeit, denn die Volketswiler oder gar die Zürcher hätten ja von dieser guten Idee Wind bekommen und den Hegnauern den Vogel wegstibitzen können.

Der Tag, an dem der „geldbringende“ Ruf des Guggu ertönte, war gekommen. Die Hegnauer machten sich schnell an die Arbeit. Der Untervogt kommandierte die Bauern. Bald stand der Zaun gross und schön zwischen den Häusern und den blühenden Obstbäumen von Hegnau.

Doch die Enttäuschung war gross, als die Leute feststellten, dass ihr Gugu längst entflohen war. Die ganze List und Plage waren umsonst gewesen. Für den Spott, der bald darauf in reichlichem Masse einsetzte, brauchten die Hegnauer nicht zu sorgen. Das besorgten während Jahrhunderten die lieben Nachbarn aus den umliegenden Dörfern.

(Heimatkundeordner Schule Volketswil)



Vom grünen Sonntagsrock

Eigentlich ärgerten sich die Hegnauer schon lange, dass ihr schmuces Kirchlein so nahe an der Strasse stand. Auch dem Pfarrer klagte der Untervogt, wie die Vorfahren doch übel daran getan hätten, die Landstrasse gleich neben der Kirche zu bauen.

An einer Dorfversammlung sprach der Untervogt von diesem unhaltbaren Zustand und verlangte, dass endlich Abhilfe geschaffen werden müsse. Er nahm eine Prise Tabak und endete mit patriotischen Worten seine Rede. Der Pfarrer bemerkte, wohl habe der Untervogt schön gesprochen, doch nun müsse dieser Rede unverzüglich die Tat folgen. Die Hegnauer waren ob dieser Zumutung ganz versteinert und selbst der Untervogt kratzte sich ratlos hinter den langen Ohren. Der Schulmeister, ein Getreuer des Pfarrers, donnerte los und sprach: „Jawohl, von Worten zu Taten, werthe Mitbürger, unsere Kirche muss um einige Klafter von der Landstrasse weggerückt werden. Gleich gehen wir alle miteinander hinaus und stellen uns in Reih und Glied bei der Kirche auf. Wir sind doch gegen 200 baumstarke Eidgenossen und es müsste nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn wir das Chappeli nicht bis zuhinterst ins Chellenland rücken!“

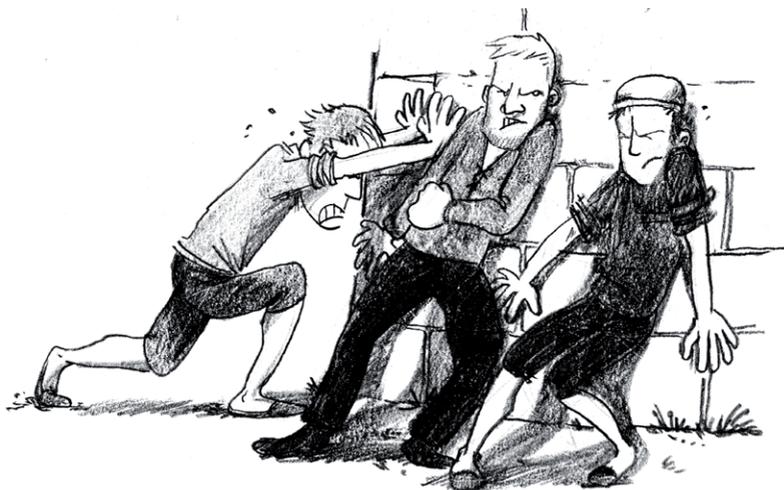
Jubelnd wurde des Schulmeisters kühner Vorschlag angenommen und eifrig eilten die Hegnauer zur Kirche und setzten die bärenstarken Schultern an die Mauern. Der Untervogt übernahm das Kommando – die Hegnauer sperren sich, schnauzten und schnaubten, dampften und stampften. „Halt“, rief der Vogt, „ich will mal nachsehen, wie weit wir sind!“ Er stapfte hinter die Kirche, konnte aber leider nicht wahrnehmen, dass dieselbe schon vom Platze gerückt worden sei. Er ging zurück zu seinen Dorfgenossen und erzählte die trostlose Nachricht. Diese liessen die Köpfe hängen, aber des Schulmeisters weise Rede richtete sie wieder auf: „Gevatter Untervogt, legt ein Zeichen hin, damit Ihr genau wissen könnt, ob die Kirche noch auf dem alten Flecken steht. Ihr werdet dann bald sehen, dass wir uns nicht umsonst so abgemüht haben.“ Mit brüllendem Hurra quittierte die Gemeinde die schlaue Rede des Schulmeisters, und der Untervogt, in Ermangelung von etwas Besserem, legte seinen grünen

Sonntagsrock hin, um dem Schulmeister zu gehorchen. Dann eilte er wieder zu seinen Dorfgenossen und donnerte: „Achtung, setzt an!“ Und wieder ächzten die Hegnauer und schoben verbissen die Kirche weg von der Landstrasse.

Indessen hatte ein vorüberziehender, pffiffiger Handwerksbursche aus sicherem Versteck die Ereignisse beobachtet. Als eben die tapferen Mannen abermals schnauften und dampften, klaute er heimlich das Zeichen am Boden, des Untervogts grünen Sonntagsrock, und verschwand blitzschnell damit.

Etwas später kehrte der Untervogt von seinem zweiten Kontrollgang mit einem Gesicht zurück, das wie eine teilweise Sonnenfinsternis aussah, halb strahlend, halb melancholisch dunkel. „Die Kirche ist gerückt“, schrie er, „aber jetzt sitzt sie akkurat auf meinem Rock, den ich als Zeichen auf den Boden gelegt habe. Entweder wir stossen sie wieder zurück, damit ich meinen Sonntagsrock wieder bekomme, oder ihr vergütet mir diesen, liebe Mitbürger.“ Mit grosser Zustimmung wurde das letztere beschlossen und am nächsten Sonntag sah man den Gevatter Untervogt in einem neuen grünen Sonntagsrock zur Kirche gehen.

(Überliefert von Jörg Elmer, Heimatkundeordner Schule Volketswil)



Das Eselei

Die Vorsteherschaft von Hegnau begab sich nach Zürich um die Kirchenglocke für das Chappeli zu bestellen. Dabei konnten sie natürlich in einer feinen Zunft auf Kosten der Steuerzahler ein feines Essen geniessen. Was sollten sie nun wählen? Denn mit der Speisekarte kam keiner zurecht. Der Gemeindeammann bemerkte wie am Nachbartisch ein feiner Herr ganz wenig Senf auf das Brot strich. „Das muss sehr teuer sein,“ dachte er. So sagte er entschieden zur Magd: „Bringen sie uns eine Schüssel von dem da!“ Sofort wurde der Befehl ausgeführt. Natürlich war es der Gemeindeammann, der die Ehre hatte, das zeremonielle Essen zu eröffnen. So steckte er einen ganzen Löffel voll Senf in den Mund. Sofort kamen ihm die Tränen in die Augen. Der Schulmeister tröstete ihn mit den Worten: „Du musst nicht weinen, die Gemeinde bezahlt es ja!“

Nach der Bestellung der Glocken besuchte die edle Gesellschaft den Markt. Sie staunten, als sie einen Kürbis sahen und fragten, was das wohl sei. Der Verkäufer, merkend mit wem er es zu tun hatte, sagte: „Das ist ein Eselei! Nach sechs Wochen Brüten wird der Esel ausschlüpfen.“

Für viel teures Geld wurde das Eselei gekauft und mit unbeschreiblicher Vorsicht nach Hause transportiert. Auf dem nahegelegenen Hügel wurde es ausgebrütet. Jeder Stimmbürger „durfte“ drei Stunden draufsitzen. Nach langen 42 Tagen kam endlich der Moment des Ausschlüpfens. Das ganze Dorf war versammelt. Zuvorderst natürlich die Vorsteherschaft mit dem Gemeindeammann. Alle waren gespannt und nervös. Beim Schichtwechsel stolperte der Lehrer unglücklich über den Kürbis. Dieser kam ins Rollen, rollte die Halde hinunter, zerplatzte an einem Baumstamm, hinter welchem sich ein Hase versteckt hatte. Erschrocken rannte er davon. Alle Bürger samt Frauen und Kinder rannten dem Hasen nach und schrien: „Eseli lauf uf Hegnau zue, Eseli lauf is Dorf.“

(Überliefert von Jacques Frei von Hofstetten bei Elgg)



Die Glocke

Es kam Krieg. Er tobte in der Nähe von Zürich. Die Hegnauer bangten um ihre Habe und um ihr grösstes Gut, die Kirchenglocke vom Chappeli. Sie beschlossen, die Glocke zu verbergen. Mit grosser Mühe brachten sie ihre Glocke auf einen Nauen und versenkten sie im Greifensee. Ein Hegnauer war so schlau und machte ein Zeichen, wo die Glocke auf dem Grund lag. Das Zeichen war am Bug des Nauen angebracht, mit dem sie wieder an Land ruderten. Obwohl es nach dem Krieg noch Überlebende von Hegnau gab, das Schiff nicht versenkt worden war und das Zeichen noch deutlich zu sehen war, liegt die Glocke von Hegnau heute immer noch auf dem Boden des Greifensees.

Diese Geschichte erzählte mir mein Vater, der sich fast in eine Hegnauerin verliebt hatte. Die Geschichte ist wirklich wahr und wer einen Beweis dafür haben will, muss sich auf die Suche begeben.

(Überliefert von Jacques Frei von Hofstetten bei Elgg)

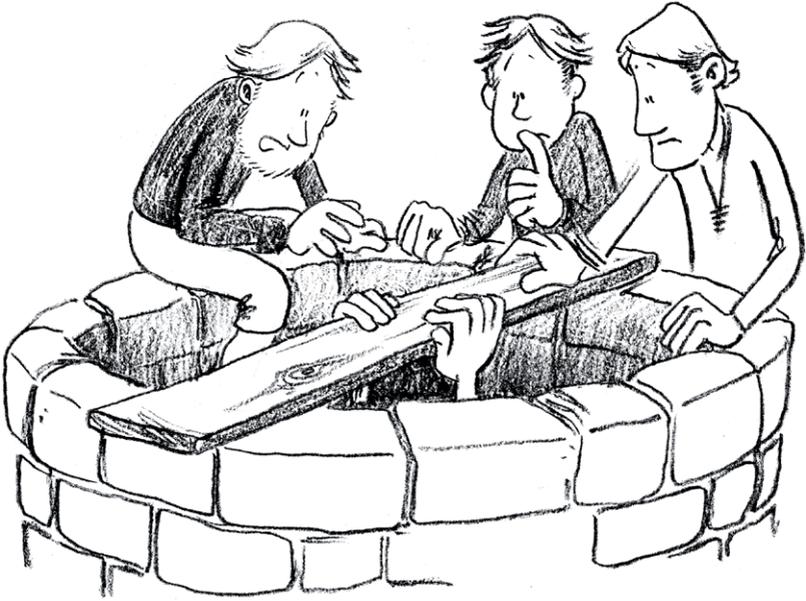


Die Hegnauer messen die Tiefe ihres Brunnens

Wieder einmal hatten die Hegnauer wenig Wasser. Im Dorf gab es zwar acht Sodbrunnen, der Wasserstand aber war tief. Schon lange hatte es nicht mehr geregnet. Die Kühe und Ziegen wurden zur Tränke zum Weiher getrieben, der auf der Südseite der Alten Gasse, also zwischen Chappeli und Gupfen, lag. Dort mussten auch die Frauen und grösseren Mädchen das Wasser für den Haushalt holen. Sie trugen den Wasserkübel auf dem Kopf. Damit das nicht schmerzte, legten sie einen Strohring darunter. Einfacher und bequemer aber war es schon, wenn man das dringend benötigte, lebenswichtige, nasse Element gleich vor dem Haus aus dem Ziehbrunnen holen konnte.

Andreas Gull, der Wortführer und zugleich Untervogt, kratze sich am Kopf, dass der Staub nur so aus den Haaren wirbelte. Ein Untervogt war ungefähr vergleichbar mit einem Vorarbeiter im Gemeindewerk. Herr Gull hatte einige Sommer in fremden Diensten in Holland verbracht. Ja – er konnte von fremden Ländern erzählen. Da wurden der Jakob Fischer, der Ueli Reutlinger und all die andern Hegnauer ganz neidisch. Nun erwartete man natürlich vom „weltgereisten“ Gull einen Vorschlag zur Lösung des Wasserproblems. Gull ergriff auch sofort die Initiative und meinte: „Erst müssen wir wissen, wie tief dieser Brunnen überhaupt ist. Dann können wir weiter beraten, was zu tun ist.“ Einen so langen Massstock hatten die Hegnauer aber nicht. Damals galt der „Schuh“ als Längenmass. Wie sollte man also in die Tiefe hinabsteigen? Es wurde viel geredet und laut gedacht. Jeder wusste besser, wie die Tiefe gemessen werden könnte.

Plötzlich hob der Untervogt die Hand und gebot Ruhe für seinen Lösungsvorschlag: „Männer von Hegnau, ihr alle wisst, dass uns die Nachbarn immer wieder ausspotten und behaupten, wir wären dumm. Doch diesmal, bei meiner Ehre, werden wir das Gegenteil beweisen!“ „Werte Mitbürger“, sprach er, „die einfachste Manier ist die: Wir legen einen Balken quer über den Brunnen. An diesen Trämel hängt sich einer von uns mit beiden Händen, und dieser eine will ich sein. Ein zweiter hängt sich



mir sodann item an die Füsse, an diese dito ein dritter und so fort, bis der unterste den Grund berührt. Dann steigen wir samt und sonders wieder aus dem Brunnen und der Dorfschneider und der Ehgaumer Bickel messen jeglichen mit der Elle aus. Hierauf rechnet der Schulmeister die verschiedenen Leibeslängen zusammen – dann wissen wir aufs Haar, woran wir sind. Ist euch mein Vorschlag gerecht, so lasset uns stracks zum Werke schreiten!“

Sie einigten sich, beim Schaggi einen Balken zu holen. Diesen legten sie quer über den Sodbrunnenrand. Nun werde sich der Wortführer an diesem Balken mit den Händen festhalten. Ueli sei der nächste und müsse an ihm hinunterklettern und sich an Gull's Füßen klammern. Als nächster sei der Jakob dran. Der hätte sich an den Füßen des Ueli festzuhalten. Dies würden sie fortsetzen, bis der unterste mit den Zehen das Grundwasser berühren könne. Auf diese Weise wüssten sie dann endlich, wie viele Manneslängen tief der Brunnen ist.

Diese Idee wurde von allen für goldrichtig gehalten. Endlich konnten die Hegnauer nun beweisen, wie man mit Verstand und einfachsten Mitteln eine komplizierte Tiefenmessung ausführt.

Stolz klopfen sich die Männer auf die behaarte Brust, dann schritt man zur Tat. Wie besprochen, folgte einer nach dem andern in den Brunnen. In dem Moment, als der vierte Hegnauer sich am dritten hinunterbaumeln liess, rief der Untervogt: „Mannen von Hegnau, ich muss nur einmal rasch nachfassen!“ Er liess los und spuckte kurz in die Hände.

Wie diese Geschichte endet, ist wohl allen bekannt. Richtig, alle stürzten in den Brunnenschacht – und dort liegen sie heute noch.

(Heimatkundeordner Schule Volketswil)

Eine Volkszählung in Hegnau

„Jetzt möchte ich aber einmal genau wissen, wie viele Leute eigentlich in Hegnau leben!“ sagte der Untervogt eines Tages. „Alle Einwohner haben sich auf dem Dorfplatz zu versammeln, damit alle gemeinsam mit der Zählung beginnen können!“

Gesagt – getan. Alle strömten dem Dorfplatz zu, standen herum und warteten auf das Zählkommando. Bald schon ertönte ein herrisches: „Achtung, fertig, los!“ Jeder begann zu zählen. Sie gingen hin und her, vor und zurück, um nur ja keinen zu übersehen. Die Gesamtzahl war aber bei jedem eine andere. Sie konnten sich dies nicht erklären, zählten nochmals und nochmals – das Ergebnis war immer unterschiedlich. „So geht das nicht, wir müssen es anders machen!“ Da hatte ein Hegnauer eine Super-Idee!

Auf der Strasse, in der Nähe des Dorfbrunnens, lag ein wunderschöner, grosser, fetter, leicht angetrockneter Kuhfladen. Der gescheite Mann zeigte auf das Wunderding und erklärte, wenn jeder seine Nase in den Fladen stecke, könne man anhand der Abdrücke die Einwohnerzahl ablesen. Die Hegnauer, hocheifrig, einen so gescheiten Mann im Dorf zu haben, kamen der Aufforderung nach. Jeder steckte brav seine Nase in den Kuhdreck. Die Färbung der Nase verriet ausserdem, wer noch nicht dran war. Das war ein Gedränge um den Kuhfladen herum! Als alle Nasen die Farbe grün-braun hatten, begann man mit dem Zählen der Abdrücke im Kuhfladen. Nun wusste man endlich die genaue Einwohnerzahl.

(Heimatkundeordner Schule Volketswil)



Wie man in Hegnau Nägel machte

Eines Tages hatten die Hegnauer keinen einzigen Nagel mehr. Die Zimmerleute konnten die Balken nicht mehr recht zusammennageln und die Bauern überlegten, wie sie ohne Nägel ihre Zäune, Häuser und Ställe reparieren sollten. Geld, um neue Nägel zu kaufen, war keins da. Also war guter Rat teuer. Ein schlauer Kopf brachte die Hegnauer auf eine gute Idee. Er sagte: „Überlegt einmal! Wenn wir im Frühling kleine Kartoffelstücke in die Erde legen, ernten wir im Herbst viele grosse Früchte. Die Natur macht aus kleinen Dingen grosse. Das ist die Lösung unseres Problems!“

Im Frühjahr des nächsten Jahres gingen die Hegnauer gemeinsam auf ihre Felder. Alle hatten eine Handvoll Stecknadeln mitgebracht, die sie in gleichmässigen Abständen in die Erde steckten. Bis zum Herbst, so meinten sie, würden aus den Stecknadeln grosse Nägel wachsen.

(Heimatkundeordner Schule Volketswil)



Aushub beim Bau des Chappeli

Von den Hegnauern erzählt man, dass beim Bau des Chappeli an der Usterstrasse ziemlich Aushub angefallen und die Frage, was damit zu tun sei, die Gemüter mächtig bewegte. Das Problem wurde dann an einer Gemeindeversammlung gelöst; man soll damals beschlossen haben, ein neues Loch zu graben und den Aushub darin zu versenken . . .

(Volketswiler Neujahrsblatt 1974)



Das Gras auf dem Kirhdach

Ein junger Bursche zog, von Schwerzenbach kommend, nach Hegnau. Der Weg führte meist an Riedland vorbei. Schon von weitem sah er den Turm des Chappeli und davor das ehemalige Herrenhaus des Freiherrn von Hegnau. Das Dach und der Spitzhelmturm des Chappeli waren mit alten, teilweise faulen Holzschindeln gedeckt. Das bildete natürlich einen guten Nährboden für alle die Samen, die der Wind auf dem vermodernden Schindeldach ablagerte. Besonders die Nordseite des Kirhdaches war immer feucht und schön grün.

Der Wanderbursche war Tagelöhner. Da die Erntezeit vor der Tür stand, wusste er, dass er bald Arbeit und Verpflegung finden würde. Dem daher gutgelaunten, fröhlichen Burschen sass aber auch der Schalk im Nacken. Er wusste, dass die Hegnauer überall ausgelacht wurden, deshalb wollte er ihre Dummheit selbst einmal testen.

Beim Sodbrunnen vor dem Wirtshaus „Stammbaum“ liess eine Magd gerade den Holzkübel am Seil in den Sod hinunter, um Grundwasser zu schöpfen. Der Bursche näherte sich, nickte dem jungen Babettli höflich zu und zeigte auf das grün bewachsene Kirhdach nebenan. Dies beobachtete ein älterer Hegnauer namens Heich. Er trat heran, um den Fremden näher zu betrachten. Das war der Auftakt der Hegnauer Bauern für einen Schwatz, denn Fremde kamen nicht allzu oft ins Dorf. Da standen sie nun, gekleidet in braune, halbleinene Hosen, die Hände im Hosensack und hörten sich die frechen, provozierenden Worte des fremden Kerls an.

Dieser schmähte sie und sagte: „Es grenzt an Gotteslästerung, wenn man dieses schöne Gras auf dem Kirhdach nicht erntet. Entweder es steigt einer von euch hinauf und mäht das Gras ab, oder viel einfacher: Ihr lasst dort oben eine Ziege weiden. Ziegen sind gute Kletterer. Von der Strasse aus könnt ihr ausserdem gut sehen, wenn sie das üppige Gras abgefressen hat . . .“.

Ja, der Bursche redete und redete, sodass dem Heich, dem Jokeb, dem Heusli und all denen, die sonst noch zuhörten, die Köpfe zu rauchen begannen.



„Eigentlich hat er recht. Wir haben ohnehin nicht viel Weidland. So bekommen wir eine zusätzliche Weide. Die Frage ist nur: Wie kriegen wir die Ziege auf das Dach?“ Heich sagte: „Ganz einfach! Wir binden der Ziege einen Strick um den Hals, befestigen auf dem Turm ein Rundholz mit einer Rolle und ziehen das Tier hinauf.“ Die Hegnauer waren von dieser Idee begeistert und schlurften nach Hause, um das nötige Material und die Ziege zu holen. Der Tagelöhner lachte sich ins Fäustchen, gratulierte den Hegnauern zu ihrem weisen Entschluss und sah sich schon nach einem Fluchtweg um.

Die Ziege wurde tatsächlich mit einem Strick um den Hals hochgezogen. Bald schon streckte das arme Tier die Zunge heraus, worauf die Hegnauer erfreut ausriefen: „Schaut, die Ziege lechzt schon nach dem saftigen Kirchengras!“

Oben angekommen, war der Ziege die Lust zum Fressen bereits vergangen! Sie war tot. Als die Hegnauer dies endlich auch feststellten, wollten sie sich wütend auf den Fremdling stürzen und ihm eine wohlverdiente Tracht Prügel verabreichen. Doch der hatte bereits das Weite gesucht und blieb spurlos verschwunden.

(Heimatkundeordner Schule Volketswil)

Wie die Hegnauer ihre Häuser heizten

Ein bitterkalter Winter war ins Land gezogen. Die Hegnauer heizten und heizten, brachten ihre Stuben aber einfach nicht warm. In vielen Haushalten ging das Brennholz zur Neige. Wiedereinmal war guter Rat teuer. Die Hegnauer trafen sich zu einer Besprechung auf dem Dorfplatz. Sie mussten einen Ausweg aus dieser misslichen Lage finden.

„Ich hab’s!“ meldete sich da s’Hannisse Heiri. „Nur gemeinsam können wir das Problem lösen. Wenn jeder von euch nach Hause geht und ein paar Stück Brennholz hierher bringt, errichten wir auf dem Dorfplatz einen grossen Holzhaufen. Wir zünden ihn an, und so kann jeder von uns an der Wärme gleichermassen teilhaben!“

Alle eilten erleichtert nach Hause, um sogleich mit einem Arm voll Brennholz zum Dorfplatz zurückzukehren. Mitten im Dorf wurde nun ein riesengrosser Holzstoss errichtet und angezündet. Kaum brannte er lichterloh, eilten die Hegnauer nach Hause und öffneten schnell alle Türen und Fenster, um möglichst viel von der Dorfhitze hereinzulassen.

(Heimatkundeordner Schule Volketswil)



Heuwätter flüg uf Hegnau zue!

Vor vielen Jahren hatte es einmal einen ganzen Sommer lang geregnet und alle jammerten, weil man kein Gras hatte trocken können. Mindestens für das Emd hätten die Hegnauer gerne schönes Heuwetter gehabt. Da kam ein Wanderer des Weges und behauptete, als er das Jammern vernommen hatte, dass es in Zürich eine Apotheke gäbe, die Heuwetter verkaufte. Sofort bestimmten die Hegnauer einen Mitbürger, um nach Zürich zu gehen und Heuwetter zu kaufen.

Der Apotheker musste sich die Sache eine Weile überlegen, als der merkwürdige Kunde Heuwetter verlangte. Dann liess er den Hegnauer eine Weile warten, ging nach hinten und kam nach einiger Zeit mit einer Schachtel wieder zurück und erklärte: „Hier drin hat es Heuwetter. Ihr dürft aber die Schachtel auf keinen Fall öffnen!“

Auf dem Heimweg von Schwerzenbach her kommend, hielt es der Hegnauer nicht mehr aus vor „Gwunder“ und öffnete die Schachtel ein klein wenig – und summ! flog eine riesige Hornisse heraus. Erschrocken rannte er dem flüchtenden Ding hinterher, konnte es aber nicht mehr einfangen. So rief er der Hornisse nach: „Heuwätter, Heuwätter! Flüüg auf Hegnau zue!“

(Überliefert von Alfred Temperli, Gutenswil)



Ein ungewöhnlicher Schulbesuch

Es war zu der Zeit als der spätere Jugendschriftsteller Traugott Vogel als junger, hervorragender Pädagoge sein Wissen und Können den Hegnauer Kindern in der Chappeli-Schulstube vermittelte.

An einem trüben, regnerischen und kalten Tag – es war ideales Wetter zum „Güllen“ – füllte ein Zimiker Bauer von Hand sein Jauchefass. Der Bauer war Mitglied der Schulbehörde und hatte die Pflicht, Schulbesuche zu machen, um zu sehen, dass alles mit rechten Dingen zu und her gehe. „Die Pflicht könnte ich heute gleich unterwegs erfüllen!“ dachte er. Und so spannte er Fritz, das Pferd, vor seinen Jauchewagen und trabte dem Chappeli Hegnau, der Schulstube des Lehrers Traugott Vogel, zu. Der Bauer sass auf den fahrenden Jauchefass und bereitete sich auf den bevorstehenden Schulbesuch vor.

Während der Lehrer sich abmühte, seinen Schülern das Rechnen anschaulich zu vermitteln, ertönte von der Strasse her ein lautes Peitschenknallen. Zornig und verärgert über den störenden Lärm riss Lehrer Vogel das Fenster auf und wollte gerade losdonnern. Aber was er da zu sehen bekam, verschlug ihm die Sprache.

Königlich auf seinem stinkenden Fass thronend befahl der Schulpfleger: „Herr Lehrer, bringed mer’s Buech!“ Der Lehrer brachte folgsam und schweigend das Visitationsbuch und ein Schreibgerät auf die Strasse. Nun trug der Bauer den Schulbesuch, wie er ihn sich vorher ausgedacht hatte, mit allem Drum und Dran in das Buch ein.

So konnte der Bauer das Betreten des Schulzimmers umgehen. Gehörte etwas das Schulbankdrücken zu seinen negativen Jugenderinnerungen? Wer weiss? Im Visitationsbuch jedoch lobte er sowohl den Lehrer als auch dessen Schüler in den höchsten Tönen. Der Lehrer schmunzelte, schüttelte den Kopf und ging in seine Schulstube zurück. Der Bauer trottete mit Fritz und der stinkenden Fuhre weiter auf das Feld hinaus.

(Überliefert von Jörg Elmer)



Warum die Hegnauer wasserscheu wurden

Es wohnten in uralter Zeit zu Hegnau, ausserhalb des Dorfes, ein reicher und ein armer Mann. Der Reiche besass einen grossen Gütergewerb mit vielen Ochsen, Kühen, Rindern, Schafen und Geissen. Der Arme hatte nur ein kleines Taunerhöfli¹ mit einer einzigen, aber über die Massen schönen Kuh. Wer viel hat, der will mehr. Der Reiche hätte fürs Leben gern des Armen schöne Kuh gehabt und bot ihm ein tüchtig Stück Geld darauf. Aber dem Armen war das liebe Tier nicht feil, und so wies er das Angebot seines Nachbarn rundum von der Hand. Darüber ward der Letztere um so zorniger, je reicher er war. Was tut nun der Abgewiesene? Er schleicht in einer stockfinsternen Nacht mit einem Knecht, der so schlimm war wie er selbst, in des Armen Stall, und sie schlagen zusammen dessen stattliches Hausvieh tot. Es lässt sich denken, wie traurig der brave Mann dastand, als er am Morgen eintrat, um seine Kuh zu melken. „Das hat mein böser Nachbar getan!“ seufzte er mit Tränen. Aber bald sagte er sich: „Was frommt mir Klagen und Weinen? Darum bleibt meine Kuh doch tot. Beweisen kann ich des Nachbar böse Tat auch nicht, und so nützt es mir gar kein bisschen, wenn ich ihn beim Vogt verklage, welcher zudem des Nachbars Vetter und Gevattersmann und kein Haar besser ist als er. Alles was ich tun kann, das Fleisch des toten Viehs zu Rate zu ziehen und sein Fell dem Gerber zu verkaufen.“

Gedacht, getan. Die Kuh wird geschunden, das Fleisch zerlegt und eingepökelt, und dann wird mit der zusammengerollten Haut der Stadt zugewandert. Damals führte der Weg von Hegnau gen Zürich durch einen ungeheuren Wald, in welchem eine schreckliche Räuberbande hauste. Der Arme aber schritt mit seiner Kuhhaut auf dem Rücken wohlgemut durch das Dunkel der Tannen und dachte: „Ja, wenn ich die Dublonen meines Nachbarn in der Tasche und ein böses Gewissen im Leib hätte, dann müsst' ich mich fürchten, so aber“ –

Er wurde in seinem Selbstgespräch durch ein nahes, schrilles Pfeifen unterbrochen. „Was gilt's,“ murmelte der Arme, „das ist die Räuberban-

de. Soll ich mich von ihr fangen und am Ende zwingen lassen, selbst ein Räuber zu werden? Nixparix! Da kletterte ich lieber auf diese Tanne und verberge mich in ihren dunklen Zweigen, bis die Räuber vorüber sind.“ Er sprach die letzten Worte schon im Klettern und sass längst wohlbehalten im Tannendunkel, als die Räuber des Weges kamen. Es waren wilde, bärartige Gesellen mit blutdürstigen Gesichtern und Schwertern und Dolchen. Sie gingen aber nicht bei der Tanne vorbei, auf welcher der arme Hegnauer sass; vielmehr befahl ihr Hauptmann, welcher aussah wie der bare Santanas, der Bande, sich um die Tanne auf's weiche Moos zu lagern, er wolle hier die Beute verteilen. Gut, die Räuber streckten sich behaglich hin. Einer aber führte ein mit schweren Säcken belastetes Ross in den Kreis, und der Räuberhauptmann reisst einen dieser Säcke herunter und öffnet ihn. Und siehe, er war voll schimmernder Goldstücke. Da denkt der Hegnauer auf seinem Tannenaste: „Wartet, ihr Halunken, ich will euch einen ferm² Streich spielen!“ Rasch und leis hüllt er sich in die Haut seiner erschlagenen Kuh und lässt sich blitzschnell den Stamm hinunter auf die Erde gleiten, sodass er plötzlich wie aus den Wolken gefallen mitten unter den Räubern steht. Und mit einer hohlen Stimme, wie wenn sie aus dem Kellerloch tönt, rief er ihnen zu: „Huhu, huhu, ich bin der Teufel und komme euch zu holen! Huhu, huhu!“

Die Bande, welche gute Gründe hat, an die Richtigkeit dieser Ankündigung zu glauben, nimmt ohne Umstände Reissaus. Der arme Hegnauer aber wirft sich auf das Ross und auf und davon, was gibst, was hast, Hegnau zu.

Es ist Nacht, als er heimkommt. Vorsichtig führt er die Mähre an der Hand auf Umwegen über Äcker und Wiesen in sein Gehöfte, damit der Nachbar seiner nicht gewahr werde. Nachdem das goldbeladene Ross die Stelle seiner Kuh eingenommen, eilt er hinauf zu seiner Frau, grüsst sie und sagt: „Geh doch zum Nachbar und bitt' ihn um einen Scheffel³, nur für eine halbe Viertelstunde.“ –

„Wofür willst du einen Scheffel?“ fragte die Frau. –

„Ei, so geh doch nur!“ entgegnete halb ungeduldig der Mann. „Das Weitere wird sich schon zeigen.“

Die Frau ging und kam bald wieder und brachte das Verlangte. Der

Nachbar war noch verwunderter gewesen als sie. Er hatte sie aber nicht ausgefragt. „Sie sagt mir das Wahre doch nicht,“ dachte er, „allein, ich will's dennoch herausbringen. Was gilt's?“ - Und der Schelm bestrich den Boden des Fruchtmasses unten und oben mit Vogelleim.

Als nun der erst noch arme Hegnauer sein erobert Geld mit dem Schefel gemessen hatte, sandte er das Fruchtmass seinem Nachbarn zurück. Dieser visitierte es gleich und fand zu seinem nicht geringen Erstaunen, dass eine vollgewichtige Berndublone unten am Boden hangengeblieben war. Lange stand er da wie ein Oelgötz. Dann aber machte er sich auf zu seinem reichgewordenen Nachbar und tat so freundlich mit ihm, als ob er's Herz mit ihm im Leibe teilen wollte. Aber der Tauner liess sich die Würmer nicht aus der Nase ziehen, vielmehr drehte er seinem Nachbar selber eine gewaltige Nase. „Er danke Gott,“ sagte er, „dass man ihm die Kuh totgeschlagen. Das Fell derselben habe ihn zum wohlhabenden Manne gemacht.“

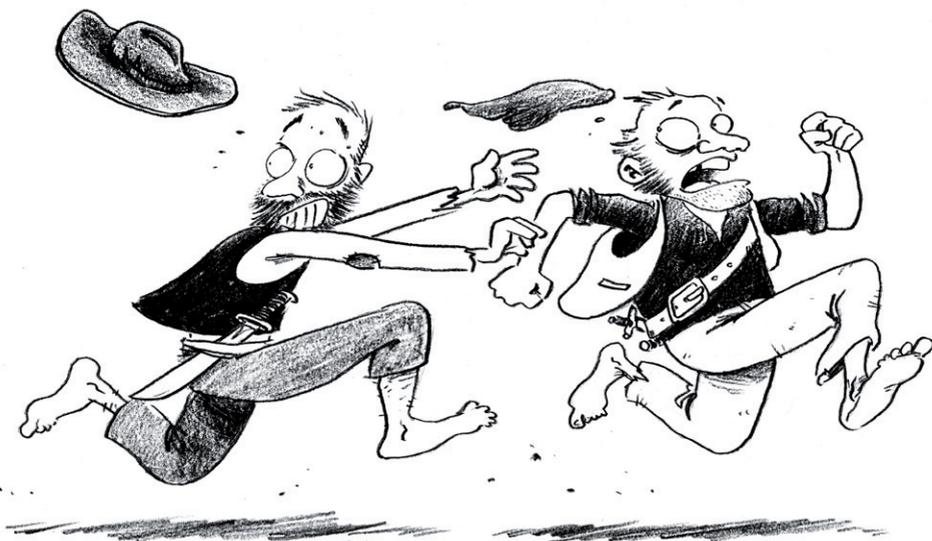
„Wieso?“ fragte der Kuhtöter verwundert. „Wieviel zahlte dir der Gerber für's Pfund?“ „Ja, das ist's eben,“ entgegnete der neue Krösus, „ich hab die Haut nicht mit Pfund, sondern beim Härchen verkauft.“

„Beim Härchen?“

„Versteht sich, beim Härchen! Als ich die Kuhhaut auf dem Rücken und das Wasser in den Augen, durchs Fällander Holz ging – husch! Tritt plötzlich ein wunderlicher Zwerg aus dem Hau. Er hat eine lange Nase wie ihr, Nachbar, und war im übrigen prächtig in Gold und Seide gekleidet, und krüschelte mit der Hand in einem unmässig grossen Geldsäckel, der ihm vorn vom Gürtel herunterhing. „Warum plärest du?“ fragte er mich und strich mit der Linken einen langen Bart, welcher glitzerte und rauschte wie gediegen Silber. Nun erzählte ich ihm mein Unglück und wie ich nun zum Gerber gen Zürich gehen wolle, die Kuhhaut zu verkaufen. Darauf besann sich der Zwerg eine gute Weile, indem er den Zwinger an die Gewaltsnase legte und vor sich hinschielte. „Komm,“ sprach er dann, „ich will dir die Haut abkaufen, und zu einem Preis, den du in der Gerwe nie bekämst. Denn ich zahle für jeglich Haar einen Rappen.“ Damit ging er vor mir her in den Busch hinein und den Hügel hinauf, wo einst das alte Schloss stand. Dort stampfte er auf den Boden, und wir sanken beid' in

die Tiefe, langsam und sicher, wie von unsichtbarer Hand getragen. Endlich standen wir im Dunkeln. Der Zwerg aber ergriff mich bei der Hand und zog mich ein Stück weiter. Dann öffnete sich krachend eine schwere Tür, und ich stand in einem grossen Steingewölb, an dessen Decke mehrere Ampeln hingen, an dessen Wänden mächtige Geldsäcke in weitem Kreis gelehnt standen, Sack an Sack. Das war ein Ansehen! Während ich die Reichtümer anschaute – denn die Säcke waren oben geöffnet – hatte der Zwerg eine grosse Brille auf die Nase gesetzt und meine Haut, das heisst die Kuhhaut gemustert. „Hör, guter Freund!“ rief er dann plötzlich ganz ernstlich, „Deine Haut hat gerade vierzig Millionen Härchen. Keines mehr und keines minder. Wenn du's nicht glaubst, so zähl selber!“

Ich schüttelte den Kopf. „Gut!“ fuhr er fort, nimm diesen Sack. Es sind gerade dritthalbtausend Berndublonen drin. Willst du mir die Haut dafür lassen, so ist der Handel geschlossen, und ich geb dir ein paar Kronentaler



obendrein. Und da du das viele Geld nicht mit einem Mal nach Hegnau tragen möchtest, so kannst du mein Rösslein mitnehmen. Doch musst du mir's morgen wieder bringen oder schicken. Und weißt du mir noch mehr derlei hübsche Kuhhäute zu verschaffen, so bin ich dir erkenntlich dafür und zahle stets den gleichen Preis.“ Damit belastete er mit dem Gelde ein hübsch dunkel Rösslein, das noch unten im Stalle steht, und führte mich wohlbehalten aus der Höhle ans Tageslicht. Und da bin ich jetzt. Die Zeit der Not ist vorüber, und ich danke drum von Herzen dem, der meine Kuh totsclug.“

„'s ist gern geschehen, 's ist gern geschehen!“ erwiderte der Nachbar, der sich verschnepte“. „Aber jetzt sag mir, mein wackerer Freund und Nachbar, wolltest du nicht so gut sein, dem hochverehrten Zwerg sein Rösslein durch mich zurückstellen zu lassen? Ich wünsche gar zu gerne des Männchens Bekanntschaft zu machen.“

„Ei mit tausend Freuden!“ erwiderte der Reichgewordene.

„Schön, mein Lieber, Guter, so will ich's gleich mit heimnehmen.“

Der böse Nachbar führte nun das Räuberross in seinen Stall und beeilte sich, noch in der selben Nacht alle seine Ochsen, Kühe und Rinder totzuschlagen und zu schinden. Die Häute des geschlachteten Viehs lud er dann am Morgen auf des Rössleins Rücken und trabte wohlgenut und in grösster Eile dem Fällanderholze zu, im Geiste die ungeheure Summen ausrechnend, mit denen er heimkehren werde, nachdem er wie sein Nachbar die Häute zu einem Rappen das Härchen verkauft haben würde. Aber als er an den Hau kam und in die Nähe der grossen Tanne, da pfiß es im Gesträuch und pfiß aber- und abermal, links und rechts, und plötzlich stürzten die Räuber aus ihren Verstecken, und der Hauptmann an ihrer Spitze brüllte: „Seht da den Schelm, der unser Geld und unser Ross gestohlen!“ Und sie packten ihn mit mordgewohnten Fäusten an, und henkten ihn an denselben Ast, auf welchem der arme Nachbar sein glückliches Abenteuer vorbereitet hatte.

Dieser aber zog mit Weib und Kind aus und siedelte sich in der Gegend von Greifensee an, wo er im stillen ein grosses Bauerngut gekauft hatte. Nachdem von der neuen Heimat Besitz genommen war, ging er auf die Gäu nach Vieh, und bald darauf sahen ihn die Hegnauer eine

stattliche Herde, die er im Wehntal und Bauernlande zusammengekauft, durchs Dorf treiben. Es war Abend, und der Mann hatte im heissen Sommerwetter und bei trockenem Halse einen langen und mühsamen Gang getan. Darum, und wohl auch, um sich mit seinen veränderten Glücksumständen etwas breit zu machen, kehrte er am Ende des Dorfes beim Vogt ein, der zugleich Wirt war, um in Ehren sein Schöpplein zu trinken. Den Knecht liess er, nachdem derselbe sich geschwind vor dem Wirtshause erquickt hatte, die Herde vorantreiben, damit sie noch zu rechter Zeit die Weide am Greifensee erreichte.

Die Wirtstube war gedrängt voll Hegnauer, welche die Sente³ mit Staunen gesehen und als Besitzer derselben ihren ehemaligen Mitbürger erkannt hatten. Sie empfingen ihn mit Respekt. Ja, der Vogt räumte ihm sogar den Ehrenplatz oben am Tisch ein. Dann ging's an ein Fragen: wie's ihm gehe, wie manche Zeitkuh er habe, und was seine Frau und Kinder machen. Allen gab er freundlich Bescheid, obgleich er sah, wie der Neid den meisten die Mundwinkel verzog und die Augen verdrehte, besonders dem Vogt und seinem Knecht, der kein anderer war als der Helfershelfer seines ehemaligen Nachbars. Bald fing der Fant an übel zu sticheln, als ob unser Mann jenes goldene Kalb heimlich umgebracht und beraubt hätte, daher sein jetziger Reichtum stamme. Immer lauter erhob sich der Verdacht, und vergebens berief sich der Angegriffene auf seine bekannte Rechtschaffenheit. Der Vogt stemmte die Arme in die Seiten und sprach allgemach von Landjägern, Handschellen, Stock und Galgen, und die Bauern poppten wütend auf den Tisch und schwuren, ihn ohne Umstände umzubringen, wenn er ihnen nicht sage, woher er all das stattliche Vieh habe, das den Abend durch das Dorf getrieben worden. Da ermannte sich der Geängstigte und erzählte: er habe die Herde durch Zaubergewalt aus dem Grunde des Greifensees heraufgeholt, der eigentlich nur eine gefeierte Allmend sei, und, so sie ernstlich wollten, sei er erbötig, jedem von ihnen zu einer gleichen Sente zu verhelfen. Und gerade heut Abend wär' die rechte Zeit dazu, der Vollmond regiere am Himmel, und da seien auch die Greifenseer Kühe voll und rund, gleich den sieben fetten Kühen Pharaonis, die einst dem Wasser des Nils entstiegen. Darum, wenn's ihnen recht, so führ' er sie noch diese Nacht an Ort und Stelle, wo sie die Kühe mit

eigenen Augen im Wasser schauen und, wenn sie den Mut dazu hätten, mit eigenen Händen greifen und herausfischen könnten.

Der Vogt und die Bauern machten grosse Augen auf diesen Vorschlag. Doch, da sie abergläubisch genug waren, gingen sie darauf ein, und bald sah man einen langen Zug Menschen, von dem Listigen angeführt, durch die stille Mondnacht dem Greifensee zuwandern. Die Weide, auf welche der vorangeeilte Knecht das Vieh seines Meisters getrieben hatte, zog sich an einem Abhang hin, welcher durch eine sumpfige Binsenstrecke vom See geschieden war. Auf dieses Sumpfland führte unser Mann die Hegnauer. Er liess sie dem Berge den Rücken kehren und zeigte ihnen im mondbe-glänzten Spiegel des Sees das emsig weidende Vieh. „Nun frisch hinein, ihr Herren, einer säuberlich nach dem andern!“ flüsterte er ihnen zu. Mit gierigen Blicken verschlangen die Bauern die reiche Herde mit den Augen. Dann befahl der Vogt seinem Knechte, voranzuspringen und ihm zu rufen, wenn er nachkommen sollte. Der Bursche wollte erst nicht dran. Als aber der Vogt mit seinem Knöpflistecken drängte, nahm er einen gewaltigen Satz, und plumps hinein, wie ein Mehlsack. Das „plumps“ aber kam dem Vogt und den andern vor, als habe der Knecht „chumm!“ gerufen. Darum sprang er schnell nach, und der ganze Bauernschwarm, die Hände in den langen Rocksäcken, hintendrein, damit der Vogt ihnen ja nicht die fetten Kühe vor der Nase wegkapere und nur die mageren übrig lasse. Da ging's an ein ergötzliches Fludern und Flotschen im Wasser. Die Hegnauer gerieten einander selber an Schopf und Kragen, und einer, der den Vogt beim Zopf gefasst hatte, währte steif und fest, den Muni vom Greifensee erobert zu haben.

Unterdessen machte sich der Anstifter dieses Unheils bergan und trieb still und vorsichtig seine Sente durchs Gebüsch in die Felsen der Au hinein, in welche sein Lebtag nie ein Hegnauer gekommen. Diese aber, nachdem sie sich überzeugt hatten, dass es im Greifensee keine Kühe und Rinder, sondern höchstens Stockfische zu fangen gab, stiegen triefend und schlotternd aus dem nächtlichen Bade und zottelten in grosser Eile heim, allwo sie ins Bett krochen und Holundertee gegen den Pfnüsel tranken.

Von jener Zeit an waren die Hegnauer über hundert Jahre lang was-serscheu. Man hätte keinen mehr auf hundert Schritte an ein Seeufer ge-

bracht. Auch tranken sie von Stund an nur Wein und Schnaps, und der Vogt von Hegnau soll, so lange er lebte, der einzige Wirt im Züribiet gewesen sein, welcher kein Wasser unter den Traubensaft mischte.

(J.J. Reithard, Zürcher Kalender 1920)

Wörterklärungen

¹*Taunerhof: Kleinbauernhof*

²*fern: handfest*

³*Sente: Viehherde*



Herausgeber

VOV Verein Ortsgeschichte Volketswil

Chronikstube

Postadresse

Zentralstrasse 14

Postfach 39

8604 Volketswil

8605 Gutenswil